Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 25. **Sonnabend** den 14. Januar 1893. **87. Jahrgang.**

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 15. Januar,
Vormittags nur bis ½9 Uhr
geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Die Krisis in Frankreich.

* Der Feldzug gegen Carnot wird fortgesetzt. Trotz der officiösen Versicherung, daß die angebliche Aussage Baihaut's, wonach ihm der damalige Finanzminister Carnot die Verheimlichung des Berichtes Rousseau's angerathen haben soll, eine Erfindung sei, behauptet der „Gaulois", daß die bezügliche Information der „Cocarde" diesem Blatte durch Madame Baihaut überbracht worden sei. Die „Lanterne" verdoppelt gegen Carnot ihre Angriffe, mit denen allgemein Freycinet in Verbindung gebracht wird. Aus dem Verlauf der letzten Kammersitzung wird vielfach geschlossen, daß das Ministerium Ribot auf schwachen Füßen stehe und dem ersten ernsten Zwischenfalle erliegen werde, während andererseits das reservirte Auftreten Ribot's günstig beurtheilt und behauptet wird, die Zusammensetzung der Majorität beweise, daß das Cabinet derselben sicher sei, falls es energisch gegen die reactionären und revolutionären Hetzer vorgehe. Verfolgt man aber das Treiben dieser Hetzer und überblickt man das pilzartig aus dem Boden wachsende neue Material, auf das sie sich stützen, so begreift man, warum das neue Cabinet nicht weiß, wo es zuerst zufassen und wie weit es greifen soll. So behauptet heute die „Cocarde", Freycinet habe 1887 einem Botschafter M. — aber nicht Münster oder Mohrenheim, sondern dem Vertreter einer anderen, Frankreich nicht befreundeten Macht, welcher damals in Paris anwesend war — 500 000 Fr. Panamagelder gegeben. Das Blatt hält ferner seine Behauptung aufrecht, Floquet habe 500 000 Fr. Panamagelder vertheilt, und verspricht, demnächst genaue Angaben zu machen. Der „Figaro" meldet, durch die Voruntersuchung der Panamaangelegenheit sei festgestellt, daß Jules Roche in keiner Weise belastet erscheine. Die Verfolgung sei demnach eingestellt worden. Dem „XIX. Siècle" zufolge hätte dagegen Baihaut zugestanden, von der Panamagesellschaft 1 Mill. verlangt und 375 000 Frcs. erhalten zu haben. Andere Blätter kündigen neue Verhaftungen und Haussuchungen an.

Was das neuaufgehende Gestirn, Casimir Périer, anlangt, so haben die Verhältnisse des neuen Kammerpräsidenten eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des Herrn Carnot. Beide sind Träger von Namen, die bei den freiheitlich gesinnten Franzosen im ausgezeichnetsten Andenken stehen, an beiden hat die weitere Oeffentlichkeit hauptsächlich ihre Eigenschaft als Enkel berühmter Großväter geschätzt, ehe sie ihre persönlichen Eigenschaften kennen lernte. Die Gleichheits-Demokratie hat ihren Adel so gut wie die geschichtliche Monarchie, und die Familien Carnot und Périer gehören zu den ersten Familien dieses Adels. Der Ruhm Carnot's strahlt freilich heller als der Casimir Périer's, denn jener ward der „Ordner des Sieges", dieser blos ein Friedensminister, jener hatte Feldherren-Eigenschaften, dieser die etwas weniger geschätzten Gaben des Parlamentsredners und Politikers, und jener war ein Held der großen Umwälzung, dieser blos ein Führer der kleineren und bescheideneren Julirevolution. Aber dafür haftet an dem Namen des großen Carnot etwas von den Erinnerungen des Jacobinerthums und der Schreckensherrschaft, die es erklären, daß die conservativen Franzosen trotz ihres Stolzes auf Fleurus, Jemmapes und Valmy nur mit gemischten Gefühlen seiner gedenken, während Casimir Périer mit der beruhigenden Vorstellung verfassungsmäßiger Monarchie, gemäßigten Fortschrittes und des „juste milieu" verknüpft ist. Die Familie Périer hat ebenso wie die Familie Carnot immer dafür gesorgt, daß sie von Frankreich nicht vergessen werde. Des großen Carnot Sohn war Senator und Minister, des ersten Casimir Périer Sohn war Pair, Minister, Abgeordneter und Senator. Der Präsident der Republik und der Vorsitzende der Kammer sind beide das dritte Geschlecht ihrer Familie, das im politischen Leben eine bedeutende Rolle spielt.

Aber wenn die Verhältnisse ähnlich sind, so sind die Persönlichkeiten um so unähnlicher. Herr Sadi Carnot war immer ein stiller, bescheidener, etwas trüber Mann, den ein Zusammentreffen günstiger Umstände an die Spitze des Staates befördert hat. Herr Casimir Périer (der Vorname des Großvaters bildet seit 1874 einen Bestandtheil des Familiennamens seiner männlichen Nachkommen) ist eine thätige, angriffsfrohe Kampfnatur. Herr Carnot thut seine Pflicht, verlangt aber weder nach Ehren noch nach Würden; Herr Casimir Périer dagegen ist ehrgeizig und strebt nach dem Höchsten. Er faßt schon jetzt die Nachfolge des Herrn Carnot ins Auge und betrachtet die Wahl zum Kammerpräsidenten nur als Staffel zur obersten Staatswürde. Das Volk kennt ihn noch wenig. Die politischen Kreise aber bemerken ihn schon seit lange und haben sich ein Urtheil über ihn gebildet. Den Radicalen scheint er ein Rückschrittler. Die Gemäßigten aber setzen große Hoffnungen auf ihn. Er scheint ihnen der richtige Mann, um eine conservativ-republikanische Partei zu bilden, welche die Republik gegen monarchistische Anschläge ebenso entschieden vertheidigen würde, wie gegen anarchistische und selbst socialistische Versuche. Ein Candidat für die Präsidentschaft der Republik wäre also gefunden. Damit aber wächst auch die Wahrscheinlichkeit, daß die Angriffe gegen Carnot immer heftiger und ungestümer werden und der Zeitpunct seines Sturzes mit allen Stürmen und Wirren eines solchen Ereignisses nahe gerückt ist.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. Januar.

Der in der Nothstands-Interpellation im Reichstag zum Ausdruck gekommene socialdemokratische Vorstoß hat sein Ziel vollkommen verfehlt. Von dem Nothstand war eigentlich kaum die Rede, da er in der That einen solchen Umfang nicht angenommen hat, daß außergewöhnliche Maßregeln der Abhülfe angezeigt wären. Wenn da und dort örtlicher Arbeitsmangel sich zeigt, so wird man, wie es auch bereits vielfach geschehen ist, durch Beschleunigung öffentlicher Arbeiten, die sonst vielleicht noch einen Aufschub erfahren hätten, Abhülfe schaffen können. Darüber und über die Pflicht, unverschuldeter Arbeitslosigkeit möglichst abzuhelfen, ist alle Welt einig, und es bedarf dazu keiner socialdemokratischen Erinnerung. Diese einfache Sachlage bot denn auch wenig Stoff zu agitatorischen Reden. Um so erregter wandte sich die Debatte dem Bergarbeiterausstand zu und hier wurde den socialdemokratischen Hetzern einmal mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit die Wahrheit gesagt. Der Ausstand hat seinen Höhepunct bereits überschritten, es kann nur noch kurze Zeit währen, bis er in sich zusammenbricht, zahlreiche zerrüttete Existenzen zurücklassend, ohne den Arbeitern irgend einen Nutzen gebracht zu haben. Das beweist schon, wie gewissenlos und leichtfertig dieser Streik unternommen war. Daran herrschte auch, außerhalb der socialdemokratischen Partei, nirgends ein Zweifel. Weder in den Löhnen, noch in den Arbeitsbedingungen, noch in der Behandlung kann eine irgend genügende Rechtfertigung für diese Bewegung erkannt werden. Es bleibt nur die gewissenlose Aufhetzung gewerbsmäßiger Aufwiegler übrig. Daß diesen fortan mit den kräftigsten Mitteln entgegengetreten werden soll, wenn es nicht schon jetzt geschehen ist, war das werthvollste Ergebniß der Erklärungen vom Bundesrathstische. Weder darf die Wiederkehr so frevler, unter dem schnödesten Vertragsbruch vor sich gegangener Arbeitseinstellungen durch unzeitliche und ungerechtfertigte Nachgiebigkeit gegen die erhobenen Forderungen begünstigt, noch darf irgend ein Zweifel gelassen werden, daß alle Anstrengungen gegen die öffentliche Ordnung und den Frieden des Landes, insbesondere Gewaltthätigkeiten und Bedrohungen gegen Genossen, welche die Arbeit fortsetzen wollen, der energischsten Abwehr begegnen. Recht, Zucht und Ordnung dürfen nicht von Aufreizern und Volksverführern mit Füßen getreten werden. In dieser Hinsicht werden die in dem ausständigen Gebiet ergriffenen Maßregeln zum Schutz der öffentlichen Ordnung und zur Abwendung des Bruchs derselben, sowie die entschiedenen Erklärungen der Regierung, ihrer Pflicht sich vollkommen bewußt zu sein, eine heilsam ernüchternde und warnende Wirkung ausüben.

Die Militaircommission des Reichstags hat gestern Abend ihre zweite Sitzung abgehalten, über die uns soeben zwei telegraphische Berichte zugehen. Der eine lautet:

„In der gestrigen Sitzung der Militaircommission des Reichstages sprachen die Abgg. Richter und Bebel gegen die Vorlage, Abg. Simon dafür. Der Reichskanzler von Caprivi erklärte, die politischen Verhältnisse seien thatsächlich nicht ungünstiger als 1890, trotzdem sei die Regierung in jeder Beziehung von der Nothwendigkeit der Vorlage überzeugt. Er widerlege die Möglichkeit der Volkswehr. Das Bebel'sche Project sei schon dadurch vollständig begraben, daß die dreijährige Dienstzeit aufgegeben sei. Das Wort: „Der Weg nach Konstantinopel führt durch das Brandenburger Thor" sei ein Citat aus einer pantslavistischen Zeitung, das er sich nicht angeeignet habe."

Der zweite ausführlichere meldet ergänzend:

„Der Abg. Richter sprach in längerer Rede gegen die Ausführungen des Reichskanzlers in der ersten Sitzung. Graf Caprivi habe die politischen Verhältnisse Deutschlands viel zu schwarz ausgemalt. Der Dreibund werde wahrscheinlich über seinen Ablauf hinaus dauern. Am Balkan habe Oesterreich allein ein directes Interesse. Die Regierungen hielten an der Nothwendigkeit der Ansicht fest, die Offensive sei die beste Strategie, aber die Balkanstaaten könnten jedenfalls nicht offensiv gegen Rußland verwendet werden. Graf Caprivi antwortete auf die Ausführungen Bebel's, welcher die Volkswehr empfohlen hatte, daß die Armee der Nordstaaten im amerikanischen Kriege 1865 katastrophal theuer und wenig leistungsfähig gewesen sei. Nachdem noch v. Friesen Bebel's Ausführungen bekämpft hatte, wurde die Berathung auf Montag Abend vertagt."

Nach diesen Meldungen hat die gestrige Berathung der Commission wenig oder gar nichts zur Klärung der Lage und zur Anbahnung einer Verständigung beigetragen. Die angebliche Erklärung des Reichskanzlers, die politischen Verhältnisse seien thatsächlich nicht ungünstiger als 1890, ist im Gegentheil weit eher geeignet, den Widerstand der principiellen Opposition gegen die Vorlage zu verstärken. Aber vielleicht wird auch diese angebliche Aeußerung des Kanzlers von der „Norddeutschen Allgem. Ztg." dementirt und dadurch die herrschende Verwirrung noch mehr gesteigert. Wenn nicht mehr und nichts Sicheres aus der Commission an die Oeffentlichkeit gelangen soll, so wäre es weit besser, man schwiege ganz und gar über diese Berathungen, deren Theilnehmer sich wahrlich nicht im Vertrauen der Wählerschaft befestigen, wenn sie entweder Unnützes ausplaudern oder gar den Verdacht erwecken, sie hätten die Ausführungen des Reichskanzlers nicht begriffen.

Obgleich sie weder genau bekannt ist, noch voraussichtlich genau bekannt werden wird, wird die jüngste Rede des Reichskanzlers Grafen Caprivi in der Militaircommission in der auswärtigen Presse viel besprochen. So sagt der ungarisch-officiöse „Pester Lloyd", die Rede biete die erfreuliche Gewißheit, daß die Politik Bismarck's von „zwei Eisen im Feuer", jene „zwiespältige" Politik, die Oesterreich-Ungarn gegen Rußland und Rußland gegen Oesterreich-Ungarn habe ausspielen wollen, und „in der intimen Bundesgenossenschaft mit unserer Monarchie unser Orientinteresse als Compensationsköder für den Panslavismus in Bereitschaft hielt und die panslavistische Gefahr wieder als beständiges Drohmittel gegen Oesterreich-Ungarn ausnützte", nunmehr abgethan sei. „Wenn es möglich wäre", so bemerkt der „Pester Lloyd" weiter, „den Inhalt unserer Freundschaft für das deutsche Reich zu vertiefen, so würde das gewiß durch diese Wahrnehmung bewirkt; denn sie bietet uns die Bürgschaft für die volle Solidarität Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in der Vertheidigung der beiderseitigen Interessen." Vielleicht hat inzwischen die Erklärung der „Nordd. Allgem. Ztg.", daß Graf Caprivi einfach mißverstanden worden sei, den „Pester Lloyd" schon etwas abgekühlt. Was der deutsche Reichskanzler aber auch gesagt haben mag, jedenfalls würde man sich in Ungarn einem bedauerlichen Irrthume durch die Annahme hingeben, Deutschland stehe im Begriff, einen Bruch mit Rußland herbeizuführen, um mit desto größerem Feuereifer die Interessen von Oesterreich-Ungarn zu wahren. Insbesondere kann von einer vollständigen Gemeinsamkeit aller Interessen zweier Großmächte nicht füglich die Rede sein. Jeder Staat hat neben den mit seinen Verbündeten gemeinsamen Interessen auch seine besonderen Interessen, die er besonders wahrzunehmen hat. Bei dieser Wahrnehmung kann der Bündnißfall erst eintreten, wenn die Kraft und Größe des Verbündeten bedroht und gefährdet erscheint.

Der vom Prager Stadtrath in seiner Sitzung am Dienstag gefaßte Beschluß, die von der Gemeinde auf dem Hradschin erbaute Kaserne ohne jede Inschrift zu übergeben, war dem dortigen Stadtverordneten-Collegium noch lange nicht schroff genug und dieses ist deshalb dem Beschluß nicht beigetreten. Das Collegium beschloß vielmehr in seiner Sitzung am Mittwoch, den Stadtrath zu beauftragen, daß er die Angelegenheit nochmals in reifliche Erwägung ziehe. Dem Beschlusse ging eine stürmische Debatte voran. Mehrere jungczechische Redner bezeichneten das Vorgehen des Stadtraths als eine Feigheit. Der Jungczeche Dr. Czernohorsky erklärte, die Magyaren würden sich ein solches Vorgehen des Militair-Aerars nicht gefallen lassen, sondern die Kaserne demoliren. Ein altczechischer Stadtverordneter erwiderte, die Magyaren könnten dies leicht thun, da die andere Reichshälfte den Schaden tragen würde. Jungczeche Klima bemerkte, die Kaserne sei unter keiner Bedingung an das Aerar zu übergeben. Man möge ausharren; es werde endlich doch die Zeit kommen, wo der Kaiser als böhmischer König seinen Einzug auf dem Hradschin halten werde. Dann werde er die czechische Inschrift, welche auf dieser Kaserne prangen wird, gern sehen. Man darf nun begierig sein, ob Graf Taaffe den obstinaten Czechen der Prager Stadtverwaltung gegenüber bald eine ähnliche Schneidigkeit entwickeln wird, wie gegen den deutschnationalen Reichenberger Stadtrath.

In London hat am Donnerstag ein Ministerrath stattgefunden. Ueber das Ergebniß verlautet zwar noch nichts Näheres, man darf jedoch nach den früheren Andeutungen annehmen, daß das Programm der Regierung für die nächste Parlamentssession den Gegenstand der Berathungen gebildet hat. Es gilt die letzte Hand an die irische Vorlage zu legen und das taktische Vorgehen zu erörtern. Im Uebrigen liegt fast jedes Regierungs-Departement der inneren Verwaltung die Reichs-Reformpläne, und es wird dem mit Verlegenheiten reich bedachten Premier nicht leicht werden, sich über das zu entscheiden, was nach der Home-Rule-Vorlage in die Hand genommen werden soll. Welchen Weg Gladstone auch einschlagen wird, von allen Seiten droht Opposition. In unionistischen Kreisen setzt man, wie wir schon hervorheben konnten, nicht mit Unrecht große Hoffnungen auf die spröde Haltung, welche die Parnelliten jetzt wieder einnehmen. Kampf gegen Home-Rule ist der Schlachtruf, der jetzt drei Wochen vor der Parlaments-Eröffnung in den Unionistenblättern lauter und lauter ertönt. „Standard" findet, daß die Newcastler Rede des Colonialministers die „Zweifel verrathe, die im Cabinete selbst über den Home-Rule-Erfolg bestehen. Allerdings ist es

Feuilleton.

Für die Ehre der Familie.

Roman von Clarissa Lohde.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

9. Capitel.

Commerzienrath Röficke und seine Gattin waren bei ihrer Heimkehr aus der Oper am Abend des vergangenen Tages erstaunt und unzufrieden, Elsbeth und Margot nicht anzutreffen, es stiegen ihnen aber wegen dieser Abwesenheit noch hinterlei Besorgnisse auf. Auf Befragen erfuhren sie von den Dienstboten, die beiden Fräuleins wären noch bei hellem Tage, zum Ausgehen angekleidet, aus dem Hause gegangen und nun sagte der Commerzienrath zu seiner Gattin:

„Ich kann mir schon denken, wie die Sache zusammenhängt, der schöne Abend hat sie zu einem Spaziergang verlockt, sie sind plaudernd weiter gegangen, als sie ursprünglich gewollt haben, zuletzt haben sie sich am anderen Ende des Thiergartens befunden und Elsbeth hat Margot nach Hause begleitet."

„Auch in diesem Falle müßte sie jetzt schon wieder hier sein", bemerkte die Commerzienräthin, aber ihr Gatte erwiderte lachend:

„Kennst Du meine Schwester so schlecht! Als ob die jemals einen Menschen fortliebe, ehe er etwas bei ihr gegessen hat. Elsbeth hat zum Abendbrod bleiben müssen, laß für uns jetzt auch etwas auftragen, Figaro hat mich hungrig gemacht."

Das Ehepaar verfügte sich ins Speisezimmer, wo der Tisch für die Abendmahlzeit bereits gedeckt stand, und der Commerzienrath sprach den aufgetragenen Speisen tapfer zu, während seine Frau nur wenig aß, ihre Unruhe wegen Elsbeths Ausbleiben wuchs von Minute zu Minute; endlich vermochte sie sie nicht mehr zu verbergen. „Elsbeth sollte doch schon lange hier sein", begann sie.

„Sollte sie wohl", versetzte der Commerzienrath, immer noch kauend und blickte auf die Uhr. „Die junge Dame fühlt sich als Braut und wird selbstständig."

„Ach, das war sonst so gar nicht ihre Art", seufzte seine Frau.

„Und mir gefiel das an ihr, ich liebe die sehr selbstständigen Frauen nicht", antwortete der Herr Commerzienrath, „aber ehrlich gestanden, es ist mir ganz recht, wenn das Mädchen sich etwas selbstständig gewöhnt. Sie wird das brauchen können der gnädigen Schwiegermutter gegenüber und in Arnold steckt auch die Anlage zu einem Haustyrannen."

Ein feines Lächeln umspielte Frau Röficke's Lippen, als sie hörte, wie ihr Gatte bei Arnold Anstoß an Eigenschaften nahm, die er selbst ziemlich stark bei sich ausgebildet hatte, laut sagte sie: „Wenn der Assessor wüßte, daß Elsbeth jetzt noch nicht zu Hause wäre —"

„Und wir nicht einmal ganz genau wissen, wo sie sich befindet, er würde sich nicht so leicht über diese Verletzung der guten Sitte zufrieden geben, und was würde erst die Frau Präsidentin dazu sagen?" fiel der Commerzienrath ein und lachte belustigt. Die Vorstellung, welchen Possen seine kleine Elsbeth den Leuten, deren Wesen seiner innersten Natur antipathisch war, gespielt hatte, und welche Gesichter sie aufstecken würden, wenn sie den Streich erführen, wirkte so erheiternd auf ihn, daß er darüber vergaß, daß er eine solche Eigenmächtigkeit unter anderen Umständen doch auch recht ungehörig gefunden und streng gerügt haben würde.

Frau Röficke hatte nur die ersten Worte ihres Mannes aufgegriffen. „Du hast recht, es ist doch nur eine Vermuthung, daß Elsbeth bei Deiner Schwester ist", begann sie.

„Wo soll sie denn anders sein?"

„Es ist mir doch ängstlich —"

„Aber ich bitte Dich, Sophie, sei doch kein Kind, wir befinden uns doch nicht in den Abruzzen; was sollte denn zwei Mädchen zustoßen?" unterbrach er sie.

„Ich weiß es nicht; aber — was meinst Du? Ich möchte den Diener hinschicken."

„Meinetwegen; eigentlich sollte man's nicht thun und abwarten, was aus der Sache wird", versetzte Röficke, seine Frau war aber bereits aus dem Zimmer geeilt und gab dem Diener ihre Aufträge.

„Nehmen Sie Droschke für den Rückweg und besser auch für den Hinweg, Heinrich", gebot sie, „damit Sie recht schnell wiederkommen."

Heinrich, ein älterer Mann, der bereits viele Jahre im Dienste des Commerzienrathes stand, machte sich unverzüglich auf den Weg, und die Commerzienräthin ging ins Wohnzimmer, wohin ihr Mann sich inzwischen begeben hatte. Er griff nach einer der auf dem Tische liegenden Abendzeitungen und zündete eine Cigarre an; auch Frau Röficke nahm ein Blatt auf und versuchte zu lesen, aber sie konnte es nicht. Von Minute zu Minute wuchs ihre Unruhe, nur mit Mühe vermochte sie es über sich, gelassen in ihrem Sessel sitzen zu bleiben; verstohlen richtete sie ihre Augen auf ihren Gatten, um zu erspähen, ob er in der That so sorglos sei, wie er sich den Anschein gab.

Was sie da sah, war nicht geeignet, ihre Angst zu vermindern. Der Commerzienrath stieß unregelmäßig starke Züge Rauch von sich, was immer ein Zeichen war, daß er sich in großer Aufregung befand, und während er sonst sehr schnell zu lesen pflegte, hielt er jetzt das Blatt schon lange in der Hand, ohne es ein einziges Mal umgewendet zu haben. Weniger gewohnt, sich zu beherrschen, als seine Frau, warf er es jetzt auf den Tisch, sprang auf und rief, im Zimmer auf- und abgehend:

„Es ist doch aber eine ganz unerhörte Rücksichtslosigkeit, uns hier so sitzen und warten zu lassen, und ich werde mir, so lange Fräulein Elsbeth noch in unserem Hause lebt, eine Wiederholung derartiger Extravaganzen entschieden verbitten."

„Du bist doch auch besorgt —"

„Durchaus nicht, aber unwillig, aufgebracht bin ich", unterbrach er den Einwurf seiner Frau und erging sich nun in Anklagen und Vorwürfen gegen Elsbeth, gegen Margot, die sie sicher zu dem Unsinn verleitet habe, gegen seine Schwester und schließlich gegen seine Frau, welche zwei die beiden Mädchen verzogen hätten und allen ihren thörichten Einfällen nur Vorschub leisteten.

Frau Röficke ließ diesen Zornesausbruch ohne Gegenrede über sich ergehen. Sie kannte ihren Mann und wußte, daß Angst und Sorge bei ihm sich auf diese Weise Luft zu machen pflegten; an seinem sich steigernden Unwillen konnte sie ermessen, welchen Grad seine Angst bereits erreicht hatte, und damit wuchs die ihrige.

Zuletzt wurde kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt; mit klopfendem Herzen lauschten Beide, ob sie nicht endlich das Anfahren eines Wagens vernehmen würden.

Und da war es endlich. Durch die Stille der Nacht hörte man schon von Weitem das Rollen des Wagens; er kam näher, er hielt.

„Da sind sie?" rief die Commerzienräthin mit einem tiefen Seufzer und auch Röficke murmelte einige Worte, die dem Ohr seiner Gattin wie ein recht unbrünstiges: „Gott sei Dank!" klangen. Es währte aber noch lange, den Harrenden viel zu lange, ehe die Angekommenen den Weg von der Einfahrt bis zum Thore zurückgelegt hatten. Die Commerzienräthin vermochte es nicht mehr zu ertragen. Sie verließ das Zimmer, sie eilte ihnen entgegen.

„Elsbeth!" rief sie, als sie Geräusch auf der im Halbdunkel liegenden Treppe vernahm. Aber das war nicht der leichte, beflügelte Schritt ihrer Pflegetochter. Schwerfällig, und doch in erkennbarer Hast keuchte es herauf. Frau Homberg's kleine, rundliche Gestalt, mit um sie flatterndem Mantel, der Hut schief auf dem Kopf sitzend, ward sichtbar. Hinter ihr erschien Heinrich mit erschrockener, unheilverkündender Miene.

„Renate, Du!" stammelte die Commerzienräthin, schon fühlte sie sich aber von den Armen ihrer Schwägerin umschlungen, und schluchzend, kreischend stieß diese, nach Athem ringend, die Worte hervor: „Die Kinder! Die Kinder! Wo sind die Kinder?"

„Elsbeth war nicht bei Dir?" fragte der Commerzienrath, der auf den Lärm herausgetreten war; er ergriff den Arm seiner Schwester, führte sie ins Zimmer und gab seiner Frau und dem Diener einen Wink, ihm zu folgen.

„Ich habe Elsbeth seit Sonntag, wo wir bei Euch zu Tische waren, nicht gesehen, und Margot seit heute Mittag nicht!" schluchzte Frau Homberg, Hut und Mantel von sich

SLUB
Wir führen Wissen.